

Marianne Engel bricht immer wieder zu ausgedehnten Spaziergängen auf, während denen sie Situationen nachspürt, in denen das Bewusstsein zwischen Unklarheit und Evidenz oszilliert. Seien es Überbleibsel menschlicher Zivilisation, seien es Blumen, Gebüsche, Waldlichtungen oder Flussläufe, die gefundenen Motive scheinen sich dabei stets wie von selbst zu komponieren. Der suggerierten Selbstorganisation haftet etwas Geheimnisvolles und Wunderbares an; und man fragt sich, ob derart auf die Anwesenheit einer unbekannteren schöpferischen Kraft verwiesen wird, die in der chaotischen, unbändigen Natur plötzlich Wiedererkennbares generiert und an die Möglichkeit einer höheren Ordnung erinnert.

Das Erscheinen des einen im anderen hat den Charakter einer Vision, einer Offenbarung. Die geisterhafte Präsenz von Menschen, die Marianne Engel in früheren Jahren durch die Verwendung von Mehrfachbelichtung erzeugte, wurde in den letzten Jahren zwar aus den Bildern eliminiert, doch tat dies der geheimnisvollen Atmosphäre keinen Abbruch. Die Anwesenheit von Geistern und Geisterhaftem wirft unweigerlich die Frage auf, ob es hier um Alchemie und Okkultismus geht, um Mystik und Esoterik. Betrifft es die Grenzaufhebung zwischen Leben und Tod, so mag man richtig liegen, doch wäre es falsch, die Fotografien als visuelle Chiffren für das Übersinnliche zu verstehen: Gerade umgekehrt geht es um die Dinge selber, die sich in ihrer reinen Präsenz offenbaren. Die Künstlerin selber bedient sich an dieser Stelle gerne – und zu Recht – des Begriffs der Kontingenz; in der Philosophie steht er für die Behauptung der Zufälligkeit, nämlich dass alles, so wie es ist, auch anders respektive gar nicht sein könnte. Im Existenzialismus wird dies als Erfahrung der Bedeutungslosigkeit der Welt und damit auch des menschlichen Daseins beschrieben, die entweder zum Selbstmord, oder aber – so das Angebot des Existenzialismus – zur individuellen Sinngebung führen muss.

Im Zusammenhang mit Marianne Engels Arbeit ist die Kontingenz in zweierlei Hinsicht spannend: Erstens als eine besondere Art menschlicher Erfahrung, zweitens als Grenzaufhebung zwischen Leben und Tod, die sich aus der plötzlichen Bedeutungslosigkeit des Todes ergibt. Die Erfahrung von Kontingenz, im Sinne der Abwesenheit aller guten Gründe in der Welt, ist zunächst eine Erfahrung des Abgrunds, gleichzeitig jedoch auch deren Überwindung: «Ich war also gerade in den öffentlichen Anlagen. Genau unter meiner Bank grub sich die Wurzel des Kastanienbaums in die Erde. Ich wusste nicht mehr, dass es eine Wurzel war. Die Wörter waren versunken, und mit ihnen die Bedeutung der Dinge, ihr Verwendungszweck, die schwachen Zeichen, die ihnen die Menschen eingeritzt haben. Da sass ich nun, etwas vornübergebeugt, den Kopf nach unten, allein dieser schwarzen und knotigen Masse gegenüber, die ungeschlacht war und die mir Angst einjagte. Und dann habe ich diese Erleuchtung gehabt.»<sup>1</sup>

Das Zitat von Sartre erinnert unweigerlich an Beschreibungen des Erhabenen, denn auch dort spielt die Erfahrung von Ehrfurcht, Schrecken und Ohnmacht eine wichtige Rolle. Allerdings wird das Erhabene als lustvoll erlebt, weil der Mensch der übermächtigen Natur als erkenntnisfähiges Wesen

gegenübertreten kann; seine Unterlegenheit als Sinnenwesen schlägt um in das Bewusstsein seiner Überlegenheit als moralisches Wesen. Interpretiert man den Verlust der Wörter im Zitat von Sartre nun als Verlust vernünftiger Erkenntnis, so wäre die Kontingenzerfahrung vergleichbar mit einem erhabenen Moment ohne den Trost der menschlichen Überlegenheit qua Vernunft: «Das Wesentliche ist das Zufällige. (...) Kein notwendiges Sein aber kann die Existenz erklären: die Zufälligkeit ist nicht ein falsches Scheinen, eine äussere Erscheinungsform, die man verscheuchen kann – sie ist das Absolute und mithin vollkommen Zwecklose. Alles ist zwecklos – der Park, die Stadt, ich selbst. Wenn man sich darüber klar wird, dreht es einem das Herz im Leibe um (...).»<sup>2</sup>

Die Erfahrung der Kontingenz ist als Dauerzustand für den Menschen kaum auszuhalten; doch schmälert dies nicht deren Bedeutung als Moment, in dem jeglicher Sinn hinter der schieren Präsenz der Dinge verschwindet. Wenn alles ohne jeden Sinn einfach da ist, dann gilt dies auch für den Menschen; der Trost läge dann einerseits in der Verbundenheit mit allen anderen (sinnlos präsenten) Dingen in der Welt, andererseits in der Einzigartigkeit des Menschen, der zu dieser Art von Erfahrung überhaupt fähig ist.

Für die Bilder von Marianne Engel sind solche Zusammenhänge von grosser Bedeutung. Einerseits findet die Künstlerin ihre Motive, indem sie entsprechenden Situationen und Momenten nachspürt, andererseits werden diese Momente in den Fotografien auf Dauer gestellt und dem Betrachter erfahrbar gemacht. Innerhalb der Kontingenzerfahrung ist es vor allem die Grenzauflösung zwischen Leben und Tod, die eine besonders wichtige Rolle spielt. Die Bilder erschöpfen sich keineswegs im Schrecken solcher Erfahrung, sondern verstehen diesen Moment als Ausgangspunkt für eine Sicht auf die Welt, in der sämtliche Objekte eine bescheidene, jedoch unerschütterliche Daseinsberechtigung erhalten. Die Selbstverständlichkeit des Daseins von Tieren, Pflanzen, Menschen und Objekten schlägt in den Bildern in einen Zustand um, in dem alles nebeneinander und vollkommen gleichberechtigt koexistiert. Dass alle Dinge am Ende gleichsam wie beseelt erscheinen, ist eine unmittelbare Folge aus dieser fundamentalen Verbundenheit, und nicht etwa aus der Behauptung einer geheimnisvollen Metaphysik.

Marianne Engel umgibt sich in ihrem Atelier gerne mit einem Sammelsurium von ausgestopften Tieren, getrockneten Blumen und in Einmachgläsern konservierten Objekten, das sie hin und wieder für eine ihrer raren Installationen verwendet. Dies mag auf den ersten Blick morbide wirken, doch der Schein, dass es um vanitas und memento mori geht, trügt: Die gestorbenen Tiere und verblühten Pflanzen behalten über ihren Tod hinaus eine würdevolle dingliche Existenz, wodurch der Schrecken des Todes ebenso abwesend ist wie die Aufforderung, sich seiner bewusst zu werden. Im Gegenteil, die Schönheit und Selbstverständlichkeit der Objekte bleibt auch nach ihrem Tod eine Erfahrung der Lebenden; sie erinnern weniger an ihren eigenen Tod, sondern vielmehr an die Lebendigkeit jener, die sie noch immer wahrnehmen können.

1 Jean-Paul Sartre,  
Der Ekel, Rowohlt,  
Stuttgart 1949, S. 170

2 Jean-Paul Sartre,  
Der Ekel, Rowohlt,  
Stuttgart 1949, S. 175f.